



Seraina Sattler
Anna Six

Anders aufgewachsen

11 Kindheiten im Porträt

Christoph Merian Verlag

Anders aufgewachsen – 11 Kindheiten im Porträt

Seraina Sattler und Anna Six

Anders aufgewachsen

11 Kindheiten im Porträt

Christoph Merian Verlag

Inhalt

Vorwort Seite 7

Sara Stöcklin

Im freikirchlichen Milieu gross geworden Seite 11

Séni Djigaou

Für eine Operation von Afrika in die Schweiz Seite 27

Jasmin Maggetti

Zwangsadoptiert Seite 43

Samira El Ghatta

An die gebrechliche Mutter gebunden Seite 59

Walter Mauerhofer

Kindheit im Zoo Seite 73

Lilian Köchli

Aus El Salvador adoptiert Seite 87

Cornelia Cia

Mit sechs unheilbar krank Seite 103

Tania Schellenberg

Im Libanon und in Pakistan aufgewachsen Seite 119

Peter Biefer

Zwei Mütter Seite 135

Katharina Arzt

Tochter eines katholischen Priesters Seite 149

Maria Zanola

Eines von neun Geschwistern Seite 163

Nachwort von Heidi Simoni Seite 179

Dank Seite 183

Vorwort

Die ersten Jahre prägen uns. Aber wie? Jede Kindheit ist anders, jeder Mensch ist einzigartig. Wie sich Menschen entwickeln, lässt sich nicht in einer Formel ausdrücken. Die Einflüsse sind so zahlreich, dass sie sich zu einem komplexen Gebilde verweben. Wann wird eine Weiche gestellt, welche Erlebnisse wirken sich langfristig aus – und welche werden schlicht vergessen? Diesen Fragen ist auch die Wissenschaft auf der Spur. Bekannt ist: Es gibt Faktoren, die ein glückliches Leben begünstigen, und andere, die die Wahrscheinlichkeit für Traumata erhöhen. Eine Zwangsläufigkeit gibt es aber nicht. Gut möglich, dass ein Kind, das von aussen betrachtet viel Belastendes erlebt hat, ein zufriedener Erwachsener wird. Und umgekehrt jemand aus einem liebevollen Umfeld mit dem Leben hadert.

Für dieses Buch haben uns elf Menschen erzählt, wie sie aufgewachsen sind und wie die ersten Jahre sie geprägt haben. Die Begegnungen haben uns berührt und bereichert. Die Porträtierten sprachen mit uns über Leichtes und Schweres. Über glückliche Momente mit Menschen, die sich für sie einsetzten. Aber auch über tiefe Verletzungen und den Versuch, diese zu heilen. Der Mut unserer Protagonistinnen und Protagonisten, die Geschichte ihrer Kindheit zu veröffentlichen, beeindruckt uns.

Mit der Auswahl der Porträtierten knüpfen wir an gesellschaftliche Debatten an. Was erlebt ein Kind, wenn es von einem gleichgeschlechtlichen Paar aufgezogen wird? Wie ist es, im Krieg die Eltern zu verlieren und in einem fremden Land aufzuwachsen? Was leisten *Young Carers*, also Kinder, die für erkrankte Familienmitglieder sorgen? Allgemeingültige Antworten liefert das Buch nicht. Wichtig ist uns, Stimmen anzuhören, in Leben hineinzusehen. Erzählt werden Einzelschicksale – und doch spiegelt sich in den Porträts die Welt. Einige haben wir ergänzt mit kurzen Sachtexten. Diese setzen Aspekte des Erzählten in einen grösseren Zusammenhang und zeigen auf, wie sich gesellschaftliche, politische oder gesetzliche

Rahmenbedingungen für Kinder verändert haben. Über die individuellen Erfahrungen hinaus wird deutlich: Aufwachsen ist nicht einfach Privatsache.

Für das Projekt suchten wir zunächst gezielt Menschen, deren Lebensthema wir in unserem Buch haben wollten. Manche kamen direkt auf uns zu, nachdem sie von der Buchidee erfahren hatten. Mehr Frauen als Männer erklärten sich bereit, ihre Geschichte zu erzählen. Dabei liessen sich Jüngere wie Ältere gleichermaßen für das Vorhaben gewinnen. Die Auseinandersetzung mit der eigenen Kindheit ist nicht an ein bestimmtes Lebensalter gebunden. Sie ist immer relevant. Denn das, was am Anfang des Lebens passiert, das bleibt.

Wir haben alle Porträtierten mehrmals getroffen, haben lange Gespräche geführt. Zuhören war uns wichtiger als Fragen stellen. Manche schilderten ihr Leben im grossen Bogen, andere in vielen kleinen Episoden. Seitenweise Transkript entstand bei allen. Unsere Arbeit bestand im Verdichten, Auswählen, Weglassen - im Formen einer Erzählung. Was dabei entstanden ist, entspricht nicht der objektiven Wahrheit, sondern ist eine Version des jeweiligen Lebens. Sprachlich blieben wir nahe am Mündlichen: Wir lassen die Porträtierten mit ihrer ganz eigenen Stimme über ihre Erfahrungen sprechen - mal urchig, mal reflektiert, immer hoffnungsvoll. Sie sprechen über das, was sie erlebt haben. Und das, was das Erlebte mit ihnen gemacht hat. Die Porträts auf den folgenden Seiten sind Momentaufnahmen zum Zeitpunkt unserer Gespräche. Gewisse charakteristische Ausdrucksweisen haben wir bewusst verwendet. Sie werden jeweils am Ende des Porträts erklärt.

Bei vielen Protagonistinnen und Protagonisten hat die Teilnahme an diesem Buchprojekt etwas ausgelöst. Manch eine oder einer tauschte sich nach langer Zeit wieder einmal mit den Eltern oder Geschwistern über die eigene Kindheit aus. Oder wurde sich durch die Gespräche mit uns bewusst, was sie oder er alles erlebt hat. Für einige war es auch schmerhaft, sich den Erinnerungen auszusetzen.

«Anders aufgewachsen» heisst unser Buch. Seit Beginn des Projekts wurden wir immer wieder gefragt: Was heisst «anders»? Anders, das hiess für uns zunächst, dass wir Menschen zu Wort kommen lassen wollten, die Aussergewöhnliches erlebt haben. Die anders lebten als die Mehrheit, anders als die Kinder von nebenan. Mit der Zeit wurde uns bewusst, dass es die vermeintlich «normalen Kinder von nebenan» gar nicht gibt. Vielmehr warten hinter jeder Tür Geschichten, die es wert sind, erzählt zu werden. Unsere Auswahl soll also nicht normativ sein: Was ist anders, was ist normal? Vielmehr wollen wir zeigen: Jedes Leben, jedes Erleben mag anders sein. Wir alle sind «anders aufgewachsen». Was in diesem Buch entstanden ist, ist ein vielfältiges Bild von Kindheit und von Familienkultur über die Zeit hinweg. Und eine Einladung, über das eigene Aufwachsen nachzudenken - und davon zu erzählen.

Wir sind Mütter. Die Frage beschäftigt uns: Was haben wir als Eltern in der Hand und was nicht? Wie schicken wir unsere Kinder gestärkt auf den Weg - im Wissen darum, dass nur sie selbst ihren Weg gehen können? Nach der Auseinandersetzung mit elf vielfarbi- gen Lebensläufen sind uns diese Fragen näher denn je.

Seraina Sattler und Anna Six



Sara Stöcklin

* 1981

Ihre Eltern waren Hippie-Christen, sie selbst wollte sich mit vier in der Badewanne taufen lassen. Der Glaube blieb wichtig in ihrem Leben - doch von der Freikirche hat sie sich losgelöst.

Wenn ich ein Titelbild für meine Kindheit auswählen müsste, dann wäre es folgendes Foto: wir vier Geschwister auf der Rutsche daheim im Treppenhaus. Ich, die Jüngste, sitze auf dem Schoss meiner Schwester, wir tragen das gleiche Kleid. Auch meine beiden älteren Brüder sind gleich angezogen, alle sehen festlich aus. Meine Mutter nähte vieles selbst, deshalb trugen wir oft Partnerlook. Das war bezeichnend für unser Familiengefühl: Wir gehören zusammen, wir sind ein Clan.

Wir wohnten damals in einem Abbruchhaus, einer Art Villa Kunterbunt. Meine Eltern fühlten sich dazu berufen, wie die Urgenossen zu leben, in einer Hausgemeinde mit Gleichgesinnten. Zu meinen ersten Erinnerungen gehört dieses offene Haus und dass immer Leute da waren. Gleichwohl wusste ich stets, zu wem ich gehöre. Ich schlief in einem Himmelbett, das mein Vater für mich gebaut hatte. Zwei, drei Meter hoch war es, mit Schubladen und einem Dach, von dem ein Vorhang hing. Unter der Liegefläche gab

es eine Höhle. Man konnte alles Mögliche mit diesem Bett anstellen. Auch die Puppenmöbel und die Rutsche im Treppenhaus waren selbstgemacht – überhaupt das meiste, was unsere Familie besass. Einmal sagten meine Eltern: «Wir haben kein Geld für Weihnachtsgeschenke, und wir beten jetzt dafür.» Also setzten wir uns an den Tisch und beteten für Weihnachtsgeschenke. Natürlich gab es dann auch welche. Ein Trick war das nicht. Eher war es so, dass von irgendjemandem ein Geldcouvert im Briefkasten lag und man dies als Geschenk annahm. Meine Eltern erlebten vieles, was sie als Wunder interpretierten – auch wenn es Zufall gewesen sein mag.

Meine Mutter wuchs im Berner Oberland auf und übernahm wohl von ihrer Mutter die Tendenz zur Frömmigkeit. Schon früh wollte sie Diakonisse werden, um Gott zu dienen. Mit siebzehn trat sie einer Schwesterngemeinschaft in der Zentralschweiz bei. Dass sie im Drogenmilieu zu arbeiten anfing, war für sie eine göttliche Fügung: Sie sass eines Tages in Zürich im Bus und hatte das Gefühl, Gott sage ihr, sie solle aussteigen. Sie kam in ein Haus voller Junkies und fragte diese, wo ihr Chef sei. Man brachte sie hinauf ins Dachgeschoss, dort stand ein grosser Weihnachtsbaum mit Spritzen dran. So kam sie in diese Szene. Mit dem Segen der Schwesterngemeinschaft gründete sie zusammen mit Freiwilligen ein Kellercafé für Süchtige. In einen der Helfer verliebte sie sich. Das führte sie in eine Krise, weil sie merkte: Vielleicht ist das ehelose Leben doch nicht meins. Als eine Missionsgesellschaft sie für einen Einsatz in Indien anfragte, lehnte das Mutterhaus der Diakonissen ab. Dies nahm sie zum Anlass, auszutreten. In Hannover, wo die Missionsgesellschaft ihr Zentrum hatte, schloss sich meine Mutter den «Jesus People» an, einer christlichen Hippie-Bewegung mit Wurzeln in den USA. Sie besass ein Auto voller Kleber, «Jesus liebt dich» und so. Eines Tages hatte sie es irgendwo geparkt, und als sie zurückkam, stand mein Vater tief versunken davor. Sie fragte ihn: «Kennst du Jesus?» Die beiden kamen ins Gespräch, verliebten sich schnell und heirateten wenige Monate später. Das war 1972.

In Riehen bei Basel gibt es eine theologische Hochschule für freikirchliche Kreise, dort wollte mein Vater studieren. Meine Eltern fanden eine Wohnung nahe der Schweizer Grenze, kündigten in Hannover Wohnung und Arbeit. Eine Woche vor dem Umzug erfuhren sie, dass die neue Vermieterin den Vertrag nicht unterschrieben hatte. Meine Mutter war hochschwanger mit dem ersten Kind. In dieser Notsituation entschieden sie, blind auf Gott zu vertrauen und ins Blaue zu fahren. Sie fanden schliesslich eine Wohnung in Grenznähe. Diese Haltung passt zum Gottesbild, mit dem ich aufwuchs: Gott hat einen Plan für unser Leben, er sieht alles, kann alles. Er trägt und führt uns. Er ist in jeder Situation Ansprechpartner. Glaube ist nicht einfach ein Ritual, das man mitmacht, sondern eine Beziehung. Und zwar von beiden Seiten. Die freikirchliche Theologie geht davon aus, dass man betet, die Bibel liest und darin Gott begegnet – aber auch, dass Gott zu einem spricht und man ihn hören kann. Als Kind lag ich abends im Bett und redete mit Gott. Und ich hatte immer wieder den Eindruck, dass er antwortet. Wir beteten auch vor jedem Essen und auf längeren Autofahrten, um Gott um seinen Schutz zu bitten. Natürlich beteten wir auch für Heilung, wenn jemand eine schlimme Krankheit hatte. Zum Glück war es aber in meiner Familie nicht so wie in radikalen Kreisen, dass man auf einen Arzt verzichtete. Unser Alltag war durchdrungen vom Glauben.

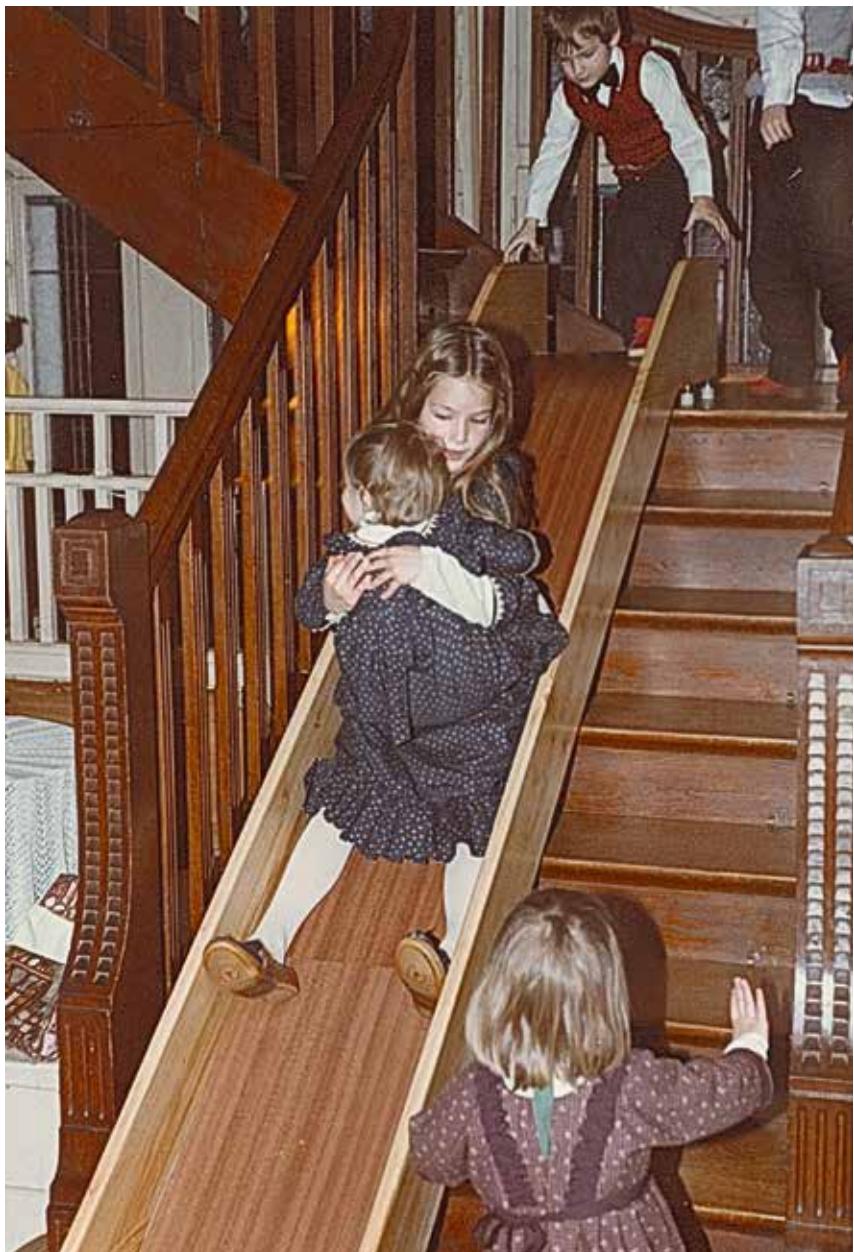
Mit vier wollte ich getauft werden. Wir hatten Bilderbücher mit biblischen Geschichten, und darunter war jene über den Kämmerer von Äthiopien, der sich spontan taufen lässt. Diese Geschichte wollte ich jeden Abend hören. Ich hatte mitbekommen, dass meine Brüder getauft worden waren. Meine Eltern waren aber unsicher, ob sie meinem Wunsch nachgeben sollten. Gemäss freikirchlichen Glaubensüberzeugungen war ich für eine Taufe zu jung – es muss sich um eine Bekennntnistaufe handeln. Meine Eltern baten Gott um ein Zeichen. Sollte ich am nächsten Tag schon frühmorgens wieder mit dem Thema anfangen, würden sie dies als sein Einverständnis deuten. Und so war es dann auch. Ich wurde in der Badewanne getauft, dazu

trug ich mein Lieblingsnachthemdchen. Für meine Eltern war ausschlaggebend, dass ich mich bewusst dafür entschieden hatte - unabhängig von meinem Alter oder der Glaubensreife.

Meine Mutter und mein Vater hatten zwar ihre Überzeugungen, aber wenn es nötig war, gingen sie flexibel damit um. Das ist bis heute so. Wir wuchsen zum Beispiel mit der Norm auf, dass es keinen Sex vor der Ehe gibt. Die Schöpfungsordnung von Mann und Frau galt als Ideal - mit der Konsequenz, dass jemand, der homosexuell empfindet und das nicht ‹wegkriegt›, eben enthaltsam leben muss. In den vergangenen Jahren hat sich mein Vater aber stark mit Homosexualität auseinandergesetzt und eine Position gefunden, die weit davon entfernt ist, was in Freikirchen gelehrt wird. Über diese Flexibilität staune ich immer wieder. Auch früher war es so: Wir wuchsen zwar fromm auf, aber wir durften kritisch sein. Glaube war das Thema am Küchentisch, man konnte ständig Fragen stellen, und es wurde diskutiert. Ich wollte die Dinge schon immer verstehen.

Eine Schattenseite des freikirchlichen Glaubens war für mich die klare Vorstellung, dass es die ‹eine› Wahrheit gibt, dass man Christ sein muss, um in den Himmel zu kommen. Das prägt das Denken und hat bei mir immer wieder Ängste ausgelöst. In der Primarschule besuchte ich den Religionsunterricht der reformierten Kirche, obwohl wir konfessionslos waren. Irgendwann realisierte ich, dass es Reformiert und Katholisch gibt. Ich fragte meine Eltern, was denn ich sei. «Eigentlich keines von beiden», erklärten sie mir, «aber eher reformiert.» Ich bekam panische Angst: Was wäre, wenn die Katholiken recht hätten? Käme ich dann in die Hölle? Meine Eltern vermittelten mir, dass es nicht so sehr darauf ankomme, wo man Mitglied sei, sondern dass man im Herzen glaube. Das beruhigte mich. Aber die Teilung in solche, die dazugehören, und solche, die nicht dazugehören, war schon stark. Ich finde es bis heute erstaunlich, wie evangelikale Christen es schaffen, in diesem Denken zu leben und trotzdem die fiesen Fragen weitgehend auszuklammern. Etwa zum Thema Hölle. Wenn man in Freikirchen

Sinnbild für starken Familienzusammenhalt: Sara (auf dem Schoss der Schwester) und ihre Geschwister auf der Rutsche, die der Vater gebaut hat.



herumfragen würde, «glaubst du wirklich, dass alle anderen in die Hölle kommen?», dann bekäme man in den meisten Fällen die Antwort: «Es ist nicht an mir, zu urteilen - ich glaube einfach, dass ‹wir› in den Himmel kommen.» Aber was ist mit den anderen? Das Konzept der Hölle ist brutal. Als Kind nahm ich das jedoch hin. Ich glaubte, das sei so. Es beschäftigte mich schon, aber man liess diese dunkle Seite nicht zu. Das hatte ich von meinen Eltern mitbekommen: immer das Positive sehen. Also jemanden nicht deshalb bekehren, damit er nicht in die Hölle kommt, sondern damit er das wunderbare Leben mit Jesus schon auf dieser Welt teilen kann. Man könnte dies gutes Marketing nennen.

Während meiner Kindheit war in der freikirchlichen Szene die charismatische Strömung stark. Das heisst, dass Gläubige das Wirken Gottes in Form von Zeichen erkennen. Dass es Heilung gibt oder die Gabe der Prophetie. In Kanada kam in den 1980er-Jahren eine Praxis auf, die sich rasch verbreitete: Man betete für Menschen, die dann unvermittelt zu lachen oder zu weinen anfingen oder umfielen. Für solche Dinge waren meine Eltern extrem offen. Einmal kam ein Pastor aus dem Ausland zu Besuch. Er fragte mich, ob ich dies auch erleben wolle. Er betete für mich. Ohne Berührungen fiel ich um. Natürlich stand jemand bereit, um mich aufzufangen. An das Gefühl, als ich da im Delirium am Boden lag, erinnere ich mich gut. Es war eine starke spirituelle Erfahrung. Im Rückblick will ich gar nicht beurteilen, was daran «echt» war und was nicht. Mir ist klar, dass viel Psychologie in so etwas steckt. Dass man sich vielleicht sogar selbst manipuliert. Aber ich hatte auch Glaubenserlebnisse, die sich sehr authentisch anfühlten. Da kann ich mir nicht erklären, was passierte.

Andere Male wurden wir desillusioniert. Als ich etwa zwölf war, kam ein amerikanischer Fernsehprediger auf Europatournee, der das Wohlstandsevangelium vertritt. Dieses ist in den USA verbreitet und besagt, dass Gottes Segen mit materiellem Reichtum und Gesundheit einhergeht. Ich halte das heute für eine schlimme Theologie. Damals waren viele aus dem Umfeld meiner Eltern be-

geistert von diesem Mann. Es hiess, an seinen Auftritten würden die Leute reihenweise vom Geist ergriffen. Also organisierte man einen Besuch von ihm in der St. Jakobshalle in Basel. Leute aus der Gemeinde meiner Eltern bekamen dabei mit, was hinter der Bühne ablief. Sie hörten, wie Instruktionen gegeben wurden, um zu einem bestimmten Zeitpunkt der Predigt Ventilatoren einzuschalten, damit ein Luftzug kommt. Oder sie sahen, dass aus Couverts mit Gebetsanliegen von Gläubigen Geld genommen wurde. Das war schon ein böses Erwachen für meine Eltern: Etwas, worauf sie ihre Hoffnung setzten, stellte sich als Fäke heraus. Als diese Manipulation. Doch nach solchen Erlebnissen war ihre Antwort nicht, aufhören zu glauben - sondern neu zu glauben.

Im Lauf der Primarschulzeit wuchs mein Bewusstsein dafür, dass die Art und Weise, wie wir Religion lebten, nicht die übliche war. Ich glaube aber nicht, dass ich von meinen Freundinnen als anders wahrgenommen wurde. Es gab keine Themen, bei denen ich als Kind etwas nicht durfte, was andere durften. Wir hatten normale Hobbys, gingen zum Sport, zum Musikunterricht. Ich begann mehrmals, ein Instrument zu spielen: Flöte, Geige, Klavier, Gitarre. Mit allen hörte ich wieder auf. So flatterhaft bin ich heute nicht mehr! Ich glaube, es war einfach ein Phänomen der Kindheit, alles auszuprobieren. Meine Eltern waren nicht so streng, dass sie mich gezwungen hätten, etwas durchzuhalten.

Ich fühlte mich als Kind wahnsinnig geliebt. Meine Eltern leisteten für uns einen extremen Einsatz. Jedes Jahr bastelte meine Mutter vier Adventskalender. Das war noch vor der Zeit, als alle Kinder Adventskalender hatten. Oder dieses Himmelbett, das mein Vater mir baute. Wir hatten einfach eine sehr starke Familienkultur, waren viel zusammen unterwegs. Das trugen zwar nicht alle im gleichen Mass mit. Der ältere meiner Brüder fand das schrecklich, weil es so viel Nähe bedeutete. Dafür ist er nicht der Charakter. Wir hatten auch einen Familienrat. Zweimal im Monat setzte man sich an den Tisch und sagte, was man aneinander schätzte und was einen störte. In einem Büchlein wurde das protokolliert. Meine Schwester

sagte jeweils, es störe sie, dass meine Brüder in der Nase bohrten. Bei mir störte sie, dass ich meine Sachen überall im Haus herumliegen liess. Man definierte gemeinsam, wie solche Dinge zu lösen seien. Meine Eltern schrieben sogar ein Buch über den Familienrat. Wir mussten unser Einverständnis dafür geben. Ich war etwa zehn, und sie boten mir eine Glace fürs Mitmachen an. Als Teenie war es mir später ein bisschen peinlich, dass da Familiengeschichten öffentlich ausgebreitet wurden.

Mit elf, zwölf ging ich nicht mehr in die Kirche. In der Hausgemeinde, die mein Vater mitgegründet hatte, gab es Konflikte. Er wechselte in eine andere Gemeinde, wo er als Pastor angestellt wurde. Dort waren keine Kinder in unserem Alter, und wir fanden kaum Anschluss. So rutschte ich raus, kam in meine rebellische Phase. Zwischen zwölf und sechzehn hatte ich viele kritische Fragen. Ich wollte zwar irgendwie gläubig sein. Wenn meine Eltern es wieder mal geschafft hatten, mich für ein christliches Jugendcamp zu motivieren, nahm ich einen neuen Anlauf. Aber der Alltag war stärker, mein Freundeskreis in der Schule überhaupt nicht religiös.

In der Pubertät war ich diejenige der vier Kinder, mit der es am meisten Krach gab. Ich hinterfragte alles, wollte mich ausprobieren, möglichst kurze Kleider und hohe Schuhe tragen - und mit meinen Eltern nicht viel zu tun haben. Ein latent schlechtes Gewissen hatte ich trotzdem. Dass ich ab und zu rauchte, erzählte ich ihnen nicht. Ich war eine Rebellin ohne Anlass, kämpfte nicht für ein ökologisches oder politisches Anliegen. Ein *rebel without a cause*. Ich regte mich einfach auf, wenn meine Eltern wissen wollten, mit wem und wo ich meine Freizeit verbrachte. Und doch gab es in dem ganzen Teenie-Aufruhr diese eine Szene, die mich sehr berührte: Ich war nach einem Streit aus dem Haus gestürmt und mit dem Velo zu einem Anlass mit Freunden gefahren. Es begann zu schütten, ganz krass, und ich hatte nicht einmal eine Jacke dabei. Nach der Veranstaltung kam ich raus, und mein Vater stand da mit meinem Regenschutz. Er sagte, er habe mir den nur schnell bringen wollen - und ging wieder. Ohne Vorwürfe, ohne ein weiteres Wort. Ich glaube,

Oben links: Familienausflug, Sara im neuen Fahrradanhänger. / Oben rechts: Mit drei Jahren im Garten. / Unten: Die Grossfamilie mit den Eltern (links), der einjährigen Sara und ihren Geschwistern sowie im Haus aufgenommenen Frauen.



die Liebe stand bei uns immer über der Dogmatik. Die Liebe siegte am Ende.

Dass mein Vater religiös wurde, hat mit seiner Herkunft zu tun. Er wuchs in der Nachkriegszeit in Bremen mit vielen Geschwistern auf, in einer streng atheistischen Familie. Sein Vater war zwanzig Jahre älter als die Mutter. Sie war die zweite Frau meines Grossvaters. Die erste hatte er aufs Abstellgleis gesetzt, weil sie keine Kinder bekommen konnte. Im Nationalsozialismus wurde das den Männern ermöglicht. Ich glaube, die erste Frau musste sogar noch das Baby der zweiten aufziehen, bis die Scheidung und die Neuheirat über die Bühne waren. Mein Grossvater leitete eine psychiatrische Klinik und war strammer Nazi. Er verfasste Gutachten, die darüber entschieden, wer von den Kranken und geistig Beeinträchtigten ermordet wurde und wer leben durfte. Nach dem Krieg war er eine Zeit lang in amerikanischer Gefangenschaft. Danach kam er zurück und schaffte es, als Mitläufer verurteilt zu werden – kam also quasi davon. Er konnte sogar als Psychiater weiterarbeiten. Dann starb er an einem Herzinfarkt, als mein Vater und seine Zwillingsschwester drei Jahre alt waren. Sie waren die Jüngsten. Man sagte ihnen nicht, dass der Vater gestorben war, sondern es hiess, er sei in die Ferien gefahren und nicht mehr zurückgekommen. Erst später, als mein Vater älter war, verstand er, was da passiert war. Spirituell war er schon früh auf der Suche, hatte durch die schwierige Familiengeschichte wohl auch Löcher zum Füllen. Mein Vater als Mensch hat mich sehr geprägt.

Mit sechzehn ging ich im Sommer für sechs Wochen nach Amerika. Meine Eltern wollten, dass ich im Glauben wieder Feuer fange, und schickten mich in eine christliche Gemeinde mit ausgeprägter Jugendarbeit. Ich wohnte bei einer Gastfamilie. Nach zwei Wochen vernahm ich, dass mein Vater mit dem Velo schwer verunfallt war, auf der Intensivstation lag und möglicherweise nie mehr würde gehen können. Das stürzte mich in die Krise. Alles in mir lehnte sich gegen Gott auf. Mein Vater war der, der sein Leben in den Dienst Gottes gestellt hatte – und dann das! Das konnte einfach

nicht sein. Eine unglaubliche Wut und Verständnislosigkeit wurden in mir freigesetzt. In dieser Gefühlslage reiste ich in ein Jugendcamp der Gemeinde. Wir waren an einem wunderschönen See im Staat Washington. Die ‹Worship Sessions›, also die Lobpreis-Zeiten, hielten wir draussen ab. An einem dieser Abende erlebte ich meine neue Bekehrung. Ich sah einen Baum mit einem Greifvogel. Das weckte in mir eine Erinnerung: Als Kind hatte ich in einem christlichen Musiklager den Solopart in einem Lied gesungen, ‹Du bist mein Zufluchtsort›. Wie damals in dem Lied, so erkannte ich in dem Baum mit dem Vogel das Bild von Gottes Gegenwart. An dem Abend am See sah ich ganz deutlich mich selbst, von dicken Mauern umgeben - und ich nahm wahr, wie diese von Gott aufgebrochen wurden. Mir wurde klar, dass nicht ich den Weg zurückfinden musste zu Gott, sondern er den Weg zu mir fand. Er riss die Mauern ein, brach meinen Widerstand. Ich weinte, die Gefühle kamen hoch. Die Leute um mich herum bemerkten das, umarmten mich, beteten für mich. In dem Moment war die Frage ‹Warum lässt Gott das zu?› zwar nicht beantwortet, aber ich konnte sie loslassen.

Wäre ich nach den Ferien wie gewohnt zur Schule gegangen, wäre dieses Erlebnis vielleicht bald verblasst. Aber wegen der schwierigen Situation mit meinem Vater reiste ich kurz nach meiner Heimkehr erneut nach Amerika. Meine Mutter war nur im Spital und bei der Arbeit, ich war voll auf mich gestellt und hielt es fast nicht aus. Wir beschlossen, dass ich ein Jahr bei meiner Gastfamilie in Amerika leben sollte. Das bedeutete, ein Jahr lang nur mit mega frommen Christen unterwegs zu sein. Ich hatte sehr viel Zeit, um die Bibel zu lesen. Das war mein Nährboden, um im Glauben Wurzeln zu schlagen. Bevor ich erneut in die Schweiz zurückkehrte, schrieb ich meinen Schulfreunden einen langen Brief und informierte sie, was in dem Jahr mit mir passiert war. Sie hatten alle etwas Angst, dass ich sie bekehren würde. Verständlicherweise, wie ich heute finde.

Das war meine frommste Phase. Seither hat sich mein Glaube stetig weiterentwickelt. Der Kern ist derselbe geblieben: der Fokus auf Jesus. Ich würde sogar sagen, dass ich seiner Botschaft heute



näher bin. Die erste wichtige Botschaft des Christentums ist für mich das Beziehungsangebot von Gott: dass wir nicht alleine durch dieses Leben gehen und all das Schwierige aushalten müssen. Als zweite wichtige Botschaft sehe ich, dass Gott uns Menschen sagt: Ihr seid in der Verantwortung, zu euch und zu dieser Welt zu schauen. Zu meinem heutigen Glauben bin ich gelangt, weil ich mich im Theologiestudium jahrelang mit dem wissenschaftlichen Kontext der Bibel auseinandersetzte. Meine Familie glaubte, sich direkt nach der Bibel, nach ihrer Autorität zu richten. Doch irgendwann merkte ich, dass vieles, was in unserem Denken verankert war, so nicht in der Bibel steht. Die Lehre von der Dreieinigkeit zum Beispiel. Von Sex vor der Ehe steht auch nichts in der Bibel. Ich fing an, tiefer zu graben, und merkte, dass viel mehr Spielraum besteht.

Ich hatte mein Studium mit Deutsch und Englisch begonnen. Dann rutschte ich immer stärker in die Theologie hinein, weil ich das am spannendsten fand. Auf die Idee, Pfarrerin zu werden, wäre ich mit zwanzig aber nicht gekommen. Ich war ja nicht Mitglied der reformierten Kirche, und sie war mir ziemlich fremd. Außerdem war mein Pfarrbild männlich geprägt. Das hat sich gewandelt: Ich lernte Frauen kennen, die den Pfarrberuf so ausübten, wie ich es mir auch vorstellen konnte. Nach einigen Jahren in einer anderen Tätigkeit bin ich nun auf dem Weg, Pfarrerin zu werden. Ich glaube, der Beruf bietet vieles, von dem ich das Gefühl habe, das kann ich noch nicht, würde es aber gerne können. Zum Beispiel Ruhe ausstrahlen und Rituale gestalten in einer Trauersituation.

Ich beobachte etwas, was ich eine Art spirituelle Resilienz nenne: Manche Leute vertragen eine tiefreligiöse Kindheit gut - und bei anderen hinterlässt sie Schäden. Ein Geschwisterpaar, das ich kenne, ist mit einer extrem strengen Theologie aufgewachsen. Die Ältere ist heute eine reflektierte und politisch engagierte Frau. Sie nahm das Positive daraus, ist immer noch gläubig, aber in einer offenen Art und Weise. Sodass man staunt, wie gut es herauskommen kann. Ihre Schwester hingegen ist ein Sozialfall, ihre zwei Kinder mussten fremdplatziert werden. Oder dann eine ehemalige

Von klein auf ein offenes Haus gewohnt: Die zweijährige Sara (vorne links) am Tisch mit Familie und Freunden.

Nachbarin, deren Familie einer konservativen Freikirche angehört, in der die Frauen im Gottesdienst Kopftuch und Röcke tragen und getrennt von den Männern sitzen: Auch sie ist eine starke Persönlichkeit geworden mit differenzierten Ansichten. Ihr Bruder hingegen ist voll abgestürzt, war im Gefängnis. Die Enge des Glaubens war verheerend in der Mischung mit seiner Persönlichkeit. Das sehe ich immer wieder: Je strenger das Elternhaus, desto extremer ist die Tendenz, dass entweder sehr starke Persönlichkeiten daraus hervorgehen - oder vermurkste.

Meinen Mann lernte ich ganz klassisch an einem Geburtstagsfest kennen, aber ebenfalls im christlichen ‹Kuchen›. Zufall war es also nicht. Ich ging in seine Gemeinde mit und fand dort für viele Jahre eine emotionale Heimat. Doch irgendwann, es war kurz vor der Geburt unseres ersten Kindes, hatten wir uns von dieser Kirche entfremdet. Das Missionsverständnis machte uns Mühe: Als die besten Christen galten jene, die am meisten evangelisierten. Und permanent ging es darum, das Richtige zu glauben. Dieses Exklusive konnten wir nicht mehr teilen. Im evangelikalen Milieu wird zu wenig berücksichtigt, dass viele Menschen heute ein verstärktes Bewusstsein für ökologische und soziale Anliegen haben. Was heisst es heute, Jesus nachzufolgen? Freikirchen verbieten Sex vor der Ehe, obwohl es doch in biblischer Zeit nicht einmal eine zivile Ehe gab - und gleichzeitig ist für sie die Bewahrung der Schöpfung völlig zweitrangig.

Für meinen Mann und mich wurde der Spagat zu gross. Der Abschied von der Gemeinde fühlte sich damals nicht an wie ein Bruch, aber im Rückblick war es einer. Unser Leben hat sich stark verändert. Früher gingen wir jeden Sonntag in die Gemeinde. Heute sind wir zwar in der reformierten Kirche, aber diese typischen Gelegenheitsgottesdienstbesucher. Das beschäftigt mich, weil ich meine Spiritualität gerne mehr leben würde - auch wegen der Kinder. Ich möchte, dass sie in irgendeiner Form mit Kirche aufwachsen. Im Moment haben wir minimale Rituale: ein christliches Lied vor dem Essen und vor dem Schlafengehen. Mein Mindestanspruch ist, dass

sie ein positives Gottesbild haben. Was ich mit meinen Kindern nicht praktizieren möchte, ist ein Beten um Dinge wie schönes Wetter. Mit dem Bild eines Gottes, der wie eine Kaffeemaschine funktioniert. Wenn wir beten, dann frage ich eher: «Gab es heute etwas Schönes, wofür du Danke sagen möchtest?» Meinem Grösseren sage ich, dass er sich immer an Gott wenden kann, wenn er Angst hat oder sich alleine fühlt. Eine Zeit lang beschäftigten ihn Sterben und Tod. Ich fragte mich, was erzähle ich ihm nun? Sicher vermittelte ich keine Vorstellung von Himmel und Hölle, wie sie mich selbst noch geprägt hat. Bei uns kommen alle in den Himmel!



Séni Djigaou

* 1959

Er wuchs in Kamerun in einer Lehmhütte und als Strassenkind auf. Terre des hommes brachte ihn als Zehnjährigen in die Schweiz, um seine Klumpfüsse zu operieren - seither bewegt er sich zwischen zwei Kulturen.

Schauen, dass ich etwas zu essen bekomme: Das war meine grösste Sorge als Kind. Im Busch grub ich Wurzeln aus, erlegte mit dem Pfeilbogen kleine Tiere. Wenn wir im Weiher baden gingen, schoss ich einen Fisch. Mein Leben bestand daraus, Essbares zu suchen. Du musst dich durchschlagen, wenn du leben willst.

Ich wurde in einem Dorf in Nordkamerun geboren, wir wohnten in einer Lehmhütte, meine Mutter und ich. Mein Vater war schon gestorben. Ich hatte sechs Geschwister, darunter einen Zwillingssbruder, aber ich kannte niemanden von ihnen gut. Sie lebten woanders. Die Leute in Kamerun brauchen Kinder, die helfen können beim Tragen, Wasserholen, Holzsuchen. Ich war der Sohn, der nichts davon konnte, denn ich war behindert. Ich kam mit Klumpfüßen zur Welt. Die Fusssohlen zeigten nach oben. Als Kind lief ich auf Händen und Knien - auf vier Beinen, wie ein Hund.

Als ich ganz klein war, trug mich meine Mutter. Mit der *cale-basse* auf dem Kopf ging sie kilometerweit, um Wasser zu holen - mich immer auf dem Rücken festgebunden. Wir Menschen sind nicht wie Tiere, die gleich nach der Geburt laufen können, raus, sich frei bewegen. Das ist eigentlich ein extremes Leben, so schutzbedürftig. In dieser Zeit schaute meine Mutter gut zu mir. Doch später wurde es anstrengend für sie. Ich war das einzige Kind im Dorf, das herumhockte. Meine Mutter war überfordert mit mir. Und die Leute verstanden nicht, warum der Junge mit Klumpfüssen auf die Welt gekommen war. Es hiess, wer ein behindertes Kind hat, ist eine Hexe. Die *marabouts*, die Zauberleute, pflegen einen Aberglauben, sie machen dich fertig. Sie wollten herausfinden, ob meine Mutter eine Hexe war, und zwangen sie, einen Finger in einen Topf mit heissem Wasser zu halten. Wenn sie das könnte, wäre sie eine Hexe. Mit dem Finger musste sie im Wasser rühren. Er war nachher riesig gross, ganz schlimm. Das vergesse ich nie. Ich war vielleicht fünf Jahre alt. Ich sah alles mit eigenen Augen; ich weinte, weil sie meine Mutter quälten.

Im Dorf war es hart. Aber ich war schon damals eine Person, die einfach das Leben suchte. Ich kroch herum, fand im Abfall Essbares. Einmal zog ich mir eine Vergiftung zu und wäre fast gestorben. Sie gaben mir Zeugs, irgendwelche Wurzeln. Für Kranke gab es keine Möglichkeit, aus dem Busch heraus und in ein Spital zu kommen. Alles war total primitiv. Ich weiss nicht, was damals passierte, aber irgendwie wurde ich gesund. Ich überlebte. Irgendetwas in mir drin sagte mir, dass ich jemand bin. Nur, wie sollte ich herausfinden, was ich kann?

Meine Mutter war nun immer ohne mich unterwegs, meist mit anderen Frauen. Im Wald sammelten sie Kräuter, um sie zu trocknen und auf dem Markt zu verkaufen. Ich war auf mich allein gestellt und musste mich durchkämpfen. Einmal passierte etwas Schlimmes. Ich kam von einem meiner Streifzüge heim und war so hungrig, ich hatte den ganzen Tag nichts gegessen. In unserer Lehmhütte hatte meine Mutter hoch oben ein Regal mit ein paar

Vorräten. Ich zog einen Hocker heran und wollte hinaufklettern, um mir vom getrockneten Fisch zu holen. Da fiel alles herunter: die Gefäße in Scherben, die Vorräte verstreut. Himmel, du. Als meine Mutter zurückkehrte, gab es Krach. Sie hielt mich fest und schlug wie wild auf mich ein. Ich musste flüchten, zu den Nachbarn, die beschützten mich. Die Narben von jenem Tag sieht man noch heute.

Danach war ich weg. Ich wollte nicht mehr bei ihr sein, nie mehr. Ich war ungefähr sieben Jahre alt. Mir war klar, dass meine Mutter mir nicht bieten konnte, was ich brauchte – und auch ich konnte ihr nicht helfen. Das war gegenseitig. Also bin ich weg aus dem Dorf, auf vier Beinen durch den Busch. Es war ein langer Weg. Manchmal wollten mich Hunde oder wilde Tiere angreifen. Ein Mann war mit dem Esel unterwegs in Richtung der nächstgelegenen Stadt, Maroua. Ich fragte ihn, ob er mich mitnehmen könnte.

In Maroua zog ich mein eigenes Leben durch. Zusammen mit vielen anderen, die sich ebenfalls als Strassenkinder durchschlagen mussten. Unter ihnen waren einige, die mir halfen und mich ab und zu auf dem Rücken trugen. Andere machten mich fertig. In dem Ort gab es Touristen, man ging betteln. Wenn ein Kollege sah, dass du Geld hattest, nahm er es dir weg. Einer klaute mir sogar die Kleider. Ich schlief unter einem Auto, da nahm er sie weg. Am anderen Morgen war ich halb nackt und wusste nicht, was tun. Einige Kollegen holten ihn und sagten, so gehe es nicht. Sie bestrafen ihn. Sie strichen ihm Benzin um den Mund und zündeten es an. Dieses Bild sehe ich heute noch vor mir. Ich hatte ihm schon verziehen – aber die anderen fanden das schlimm: jemanden beklauen, der behindert ist.

In der Stadt lebten einige reiche Leute, darunter ein Araber, der ein Eisenwarengeschäft besass. Sein Sohn mochte mich gut. Wir waren uns in der Nähe seines Hauses begegnet, und er hatte Mitleid mit mir. Fortan war ich oft bei dieser Familie und bekam zu essen. Die Frau war sehr lieb. Der Mann trug immer einen Revolver bei sich. Die beiden stritten sich ständig, aber ich hatte es friedlich dort. Einmal war ich beim Schwimmbad in ihrem Garten, als einer meiner Kollegen mit einer Glasscherbe herbeirannte und mich damit